

Leistung, Wohlstand, Zukunft

Ein kurzer Essay über Grundsätzliches zur Wirtschaft

Von Rudolf Taschner, Wiener Wirtschaftskreis, 15. Februar 2022

Rufen wir uns die berühmte „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ in Erinnerung, die Heinrich Böll zum Tag der Arbeit 1963 für den Norddeutschen Rundfunk verfasste: Ein wirtschaftlich erfolgreicher Tourist trifft in einem pittoresken Hafen einen in seinem Boote dösenden Fischer. Der Urlauber weckt ihn mit dem Klicken seiner Kamera, kommt mit ihm ins Gespräch und erfährt, dass der Fischer trotz guter Aussichten für neue Fänge nicht noch einmal ausfahren möchte, da er mit seiner Ausbeute zufrieden sei. Das erstaunt den Wirtschaftstreibenden. Es biete sich doch an, so versucht er den Fischer zu überzeugen, die Häufigkeit der Fahrten zu erhöhen, vom hohen Ertrag Gewinn zu erzielen. Diesen Gewinn könne er unternehmerisch in einen Fischfangbetrieb investieren und so ein erfolgreicher Geschäftsmann werden. Danach, und das sei überhaupt das Beste, könne er sich zur Ruhe setzen und im Hafen dösen. „Aber das tue ich ja schon jetzt“, sagt der Fischer, „ich sitze beruhigt am Hafen und döse.“

In den Jahrzehnten nach Erscheinen wurde diese Anekdote an vielen Schulen Pflichtlektüre und gilt bis heute als Klassiker der Zivilisationskritik. Dennoch klingt sie verstörend. Woran liegt dies?

Es liegt daran, dass die in dieser Anekdote vermittelte Botschaft ganz und gar nicht stimmt. Zwei Gründe sind dafür maßgeblich. Der eine Grund betrifft den Bereich des Individuellen und wird am Ende dieses Essays angesprochen. Der andere betrifft den Bereich des Sozialen. Ihn überzeugend darlegen zu können, bedarf vorbereitender Gedanken:

Das Problem und die Chance der knappen Güter

Zwar gibt es, so kann man im Sinne der Anekdote Bölls weiterspinnen, genügend Fische für alle Menschen der Welt. Aber nicht jeder versteht sich aufs Angeln oder hat einen Fischer in der Familie. Die meisten müssen Fische, und nicht nur Nahrungsmittel, auch andere Dinge des täglichen Bedarfs sowie nachhaltige Güter kaufen; sie benötigen finanzielle Mittel, um diese erwerben zu können. Würde all dies, frei zur Verfügung stehend, gleichsam auf der Straße so herumliegen, wie die Fische für den Fischer im Meer schwimmen und von seiner Angel gelockt werden, läge eine hinreichend gesättigte Gesellschaft vor. Doch davon kann keine Rede sein.

Mag sein, dass vor mehr als siebentausend Jahren in den Regionen des heutigen Ägypten eine so reiche Vegetation herrschte, dass die dort lebenden Menschen ein sorglos behagliches Leben führen konnten. Eine Klimaänderung dürfte das Ende dieser geschichtslosen Ära bewirkt haben: Man musste sich ins Niltal zurückziehen. Denn in dem aus heißer, trockener Wüste bestehenden Land war nur entlang des Nilufers Überleben möglich. Einmal im Jahr trat der Nil aus seinem Bett und überschwemmte das Land. Man musste lernen, mit diesen Naturgegebenheiten umzugehen, den fruchtbaren Schlamm für die Feldwirtschaft zu nutzen,

Kanäle und Dämme zu bauen – kurz: es entstand eine staatliche Organisation mit Arbeitsteilung und Wirtschaftsplanung. Zugleich entstand die erste und noch uns Heutige höchst beeindruckende Hochkultur.

Es ist offenkundig das Phänomen der knappen Güter, das die entscheidende Bedingung dafür darstellt, Gesellschaften, Staaten und Kulturen, wie wir sie kennen, entstehen zu lassen. Es sind Ideenreichtum, Organisationstalent und Leistungswille, die den durch knappe Güter entstandenen Mangel zu überwinden vermögen. Die Arbeit aller, je nach deren Befähigungen, ist gefragt. Wobei die Bewertung und damit verbunden die Entlohnung von Arbeit in einem steten gesellschaftlichen Verhandlungsprozess zu erwägen ist.

So war es die phänomenale Meisterleistung der Sozialdemokratie, dass sie die mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts verbundenen Möglichkeiten für die arbeitende Bevölkerung wahrnahm und in einem zähen Ringen politisch durchsetzte: Arbeit vermehrt nicht bloß den Wohlstand des Unternehmers und Eigners der Maschinen, sie hat auch den Wohlstand derer zu vermehren, die an den Maschinen die von ihnen abverlangten Leistungen erbringen. 1983 konstatierte Ralf Dahrendorf nüchtern das „Ende des sozialdemokratischen Zeitalters“. Nicht weil sich dessen Ideen überlebt hätten, sondern weil es sich zu Tode gesiegt hat: Akzeptiert die ganze Gesellschaft die zielführenden Konzepte der Sozialdemokratie, verliert eine Partei mit diesen Inhalten als Programm ihre Einzigkeit.

So ist zum Beispiel nach Aufklärung, nach Abschaffung von Sklaverei und Fron und nach dem „Ende des sozialdemokratischen Zeitalters“ die Sinekure einhellig verpönt. Dem Fischer in Bölls Anekdote würde sie jedoch gefallen: die lebenslange sorgenfreie Existenz ohne Verpflichtungen. Wir aber erwarten Leistungsbereitschaft von allen, denn allein durch Leistung wird Wohlstand gesichert. Von Privilegien, die es einst gab, darf nur eines bleiben: mehr zu leisten und damit mehr zum Wohlstand aller beizutragen als andere.

Um es klar von anderen politischen Richtungen abzugrenzen: Es geht um den Wohlstand von Individuen, nicht um das Wohl einer dubiosen Volksgemeinschaft. Und es geht um das Wohlergehen von Menschen, auch Erhalt und Schonung von Umwelt und Natur sind diesem Ziele untergeordnet.

Die Hölle des Schlaraffenlandes

Man mag argumentieren, dass die Ära der knappen Güter in unseren Tagen ein Ende finden werde. Denn einerseits erlauben moderne technische Errungenschaften die von der Sonne auf die Erde strahlende Energiemenge – würde man sie effektiv nutzen, stünde mehr als fünftausendmal so viel zur Verfügung, wie derzeit weltweit benötigt wird – sowie aus Wasser- und Fusionskraftwerken gewonnene Energie mit hoher Effizienz umzuwandeln, zu speichern, zu transportieren, den Verbrauchern zur Verfügung zu stellen. Wobei diese Verbraucher andererseits nicht mehr Menschen sind, sondern Gerätschaften, die von digitalen Systemen gesteuert werden. Auf Algorithmen basierende Maschinen vermögen, ursprünglich Menschen aufgebürdete Arbeitsprozesse in allen nur denkbaren Feldern wirtschaftlichen Agierens zu übernehmen. Es ist einerlei, ob es sich dabei um die Herstellung, die Vertreibung oder die Entsorgung eines Produkts handelt oder die Arbeit aus Dienstleistungen besteht. Der elektronische Butler führt den Haushalt, mechanische

Pflegeroboter kümmern sich um Kranke und Pflegebedürftige, digitale Schulungsprogramme ersetzen Trainer, die Lehrstoff eintrichtern, automatisierte Mobilitätssysteme regeln den Personen- und Warenverkehr und ersetzen Chauffeure, Lokomotivführer, Flugzeugpiloten. Fabriken arbeiten vollautomatisch und praktisch menschenleer, landwirtschaftliche Betriebe werden rein maschinell geführt – für jede Arbeit gibt es den elektromechanischen Ersatz des Menschen.

So gesehen hätte Heinrich Bölls Fischer doch recht. Er würde seine Angel überhaupt nur mehr zum Vergnügen werfen müssen, Nicht einmal den einen Fisch, den ihn Böll zum Erhalt seiner Familie für diesen Tag noch fangen ließ, brauchte er mehr zu angeln. Alles, was nötig ist, wäre gratis verfügbar.

Worauf dies hinauslaufen könnte, hatte schon 1567 Pieter Bruegel der Ältere in dem grotesken Gemälde „Das Schlaraffenland“ vorweggenommen. In ihm gibt es alle Genüsse im Überfluss: Der Ritter braucht Lanze und Eisenhandschuh nicht mehr, sein Kopf liegt auf einem bequemen Kissen, der Bauer schläft auf seinem Dreschflegel und der Gelehrte liegt auf seinem Pelz, neben ihm ein geschlossenes Buch und ein leeres Blatt Papier. Wozu noch arbeiten, wenn das Essen wie von selbst in den geöffneten Mund fällt und sogar ein essfertiges Schwein mit beigegebenem Messer umherläuft, bis es endlich verspeist wird? Bölls dösender Fischer ist von diesem scheinbaren Idyll nicht weit entfernt. Doch in Wahrheit ist dieses Idyll die Hölle.

Und in der Tat widerspricht Bruegels Gemälde, das dem Inferno des Hieronymus Bosch so erstaunlich nahe angesiedelt ist, in allen Pinselstrichen dem Wesen des Menschen.

Dem Wesen des Menschen eigen ist die nie versiegende Quelle von Bedürfnissen. Maschinen und Algorithmen mögen eine unübersehbare Fülle davon stillen, immer noch bleibt das Bedürfnis nach dem kreativen Werk, das dem Digitalen vollends fremd ist: Darin ist das Handwerk genauso eingeschlossen wie die Aufzucht eines mit seinen Tieren verbundenen Landwirts, darin ist die schöpferische Leistung eines Künstlers genauso eingeschlossen wie das im lebendigen Dialog vollzogene Unterrichten junger Menschen. Wesentlich ist, dass man diese Arbeit nicht digitalisiert – nicht nur jene, die sich prinzipiell der Digitalisierung entzieht, sondern auch jene, die man glattweg nicht digitalisieren will. Weil man ihr den substanziellen Anteil an nicht digitalisierter Information, die man mit Begriffen wie „Wissen“, „Weisheit“ und „Intuition“ umschreibt, nicht entreißen möchte.

Oft behaupten Vertreter der Künstlichen Intelligenz, ihnen gelinge es, elektronische Geschöpfe hervorzubringen, denen nichts Menschliches fremd sei. Sie irren. Denn sicher wird es nie gelingen, einen Computer träumen zu lassen. Dieser Gedanke verbindet kreative Leistung mit Zukunft. Nie kann man algorithmisch das Erwarten und das Gestalten von Zukunft verstehen.

Weder kennen Heinrich Bölls Fischer noch die Gestalten in Pieter Bruegels Schlaraffenland Zukunft. Wenn sie dösen, träumen sie nicht.

Die scheinbare Tugend Zufriedenheit

Dieser letzte Gedanke führt in den Bereich des Individuellen, der nun kurz angesprochen sei: In Ferdinand Raimunds Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär“ treten zwei böse Laster und eine scheinbare Tugend als allegorische Figuren auf,

Neid und Hass sowie die Zufriedenheit. Als das von seinem, zum reichen Parvenu gewordenen Ziehvater verstoßene und naive Lottchen der Zufriedenheit begegnet, hört sie deren sanftes Wort: „Du sitzt neben mir auf meinem moosbewach‘nen Throne, und über uns spannt sich der schönste Baldachin, der heitere Himmel aus.“ Stimmiger kann man kaum die Chimäre des Biedermeier beschreiben, das Metternich mit allen Mitteln zu bewahren suchte. Und natürlich ist dies alles törichte Maskerade, eben nur als Zaubermärchen erträglich.

Nichts gegen die kurzfristige Zufriedenheit, die das Hochgefühl beschreibt, etwas geleistet zu haben, die mit dem Wohlgefallen einhergeht, dass es einem selbst und seinen Nächsten gut geht, die Zukunft mit Freude erwarten lässt. Diese schönen Augenblicke der Zufriedenheit sind wertvoll, weil es sich bei ihnen um Momente handelt. Nicht umsonst übersetzt man das englische „momentum“ mit Schwung oder Impuls: Das Moment der Zufriedenheit gibt Anstoß, darüber hinaus wachsen zu wollen.

Zufriedenheit, die ewig währen soll, ist im Gegensatz dazu keine Tugend, vielmehr Vorbote der Resignation. Wer so zufrieden ist wie Heinrich Bölls Fischer, kennt weder Hoffnung noch Zukunft. Er rostet in der Gegenwart ein. Weiß Heinrich Bölls Fischer um seine Existenz, sind wir versucht zu fragen. Oder ist er einfach nur da, wie totes Gestein?

Darum löst sich die in Bölls „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ so verführerisch klingende Pointe in nichts auf, wenn der Tourist dem Fischer repliziert: „Wenn Sie nach ihren Erfahrungen als Unternehmer und Wirtschaftstreibender schließlich wieder beruhigt am Hafen sitzen und dösen, werden Sie dies als gereifter Mensch tun, dem des Lebens Höhen und Tiefen zuteilwurden. Sie werden ein anderer Mensch sein, und die Welt wird anders sein. Wirtschaft setzt Marksteine in die Welt und in die Seele.“